

Neapel bis Berlin.

„Ich habe viel nachzuholen, konnte während der Reisetage nicht schreiben, nicht einmal notiren, da ich kein Buch hatte und die einzige freie Zeit in Albano benutzte, nach Haus zu schreiben, wozu ich noch eine fast unüberwindliche Müdigkeit habe überwinden müssen — und nun sitzen wir in Neapel, und der erste Anblick ist bei Sciroccoluft, Nebel, farblos.“ —

So lautet die erste Tagebuchnotiz nach der Abreise von Rom, und sie ist charakteristisch, gewissermassen symbolisch für die Fortsetzung der Reise. Der Höhepunkt war überschritten; wenn auch aus dem Folgenden sich ergeben wird, dass Fanny Neapel und allem Schönen, was sie noch sehen sollte, volle Gerechtigkeit widerfahren liess, dass Auge und Sinn noch empfänglich und offen waren, so war es doch eben nur das Auge und nicht mehr das Herz; das hing an Rom und stand, nachdem dies herrlichste Reisekapitel abgeschlossen war, nach Hause. Fanny bewunderte noch die ausserordentlichen Schönheiten, aber die hohe Begeisterung, das tiefere Glück, was sie in Rom empfunden, war der pflichtmässigen Reisearbeit des Sehens und der Sehnsucht nach Ruhe gewichen.

Den 2ten Juni 1840 wurde Rom verlassen. Die Freunde nahmen herzlichen Abschied, Bousquet fuhr noch mit in's Albaner Gebirge und durchstreifte dasselbe mit Hensels nach allen Richtungen. Die Gespräche drehten sich vielfach um

die durchlebte schöne Zeit in Rom, und die daselbst zurückgelassenen Freunde.

Tagebuch.

„Gleich hinter dem Campo Annibale fängt ein erquicklicher Waldweg an, der bis zum Gipfel des Monte Cavo sich ausdehnt. Hier auf diesem Waldweg erzählte uns Bousquet Sachen, die uns sehr interessirten. Wir hatten schon mehrere Male von Gounod gesprochen, und Bousquet konnte ihn nicht genug schelten und bedauern, sein Theil an diesen schönen Tagen versäumt zu haben. Da nun erzählte er uns, wie jener sich in religiöse Verbindungen habe hineinreissen lassen, und wie er bei seinem schwachen Charakter davon Alles für ihn fürchte. Der Pater Lacordaire, den ich schon früher von den Franzosen viel hatte nennen hören, der diesen Winter in Viterbo sein Noviziat gemacht und die Priesterweihe empfangen, und nun einige Zeit in Rom leben will, um die Vorbereitungen zur Gründung eines neuen Hauses in Frankreich zu treffen, dieser soll *une tête chaude* und sehr viel Phantasie haben, und besonders der Künstler zu seinen Plänen bedürfen, durch die er mehr als durch die Geistlichkeit auf das Volk zu wirken hoffe. Lacordaire hatte sich im Laufe des Winters auch um Bousquet und Gounod beworben, und der Letztere, der sehr exaltirt und jedem Einfluss offen ist, soll ganz in seine Ideen eingegangen sein, so dass Bousquet meint, er sehe kommen, wie jener die Musik mit der Kutte vertausche. Bousquet selbst hat seine Besuche beim Pater Lacordaire eingestellt, als er seine Absichten erkannt, denn er sagte, er traute sich nicht Festigkeit genug zu, die Beredsamkeit jenes Mannes sei ganz ungeheuer. Die Verbindung Johannes des Evangelisten in Paris besteht aus lauter jungen Künstlern, die sich zu dem Zweck vereinigt haben, christliche Kunst zur Bekehrung der weltlich Gesinnten zu üben, ohne jedoch weitere Gelübde zu leisten. Sie haben den Pater Lacordaire um Regeln gebeten, und Gounod soll auch zu dieser Verbrüderung gehören. In Rom ist diesen Winter eine ganze Anzahl junger Leute aus grossen Familien gewesen, welche, zum Theil früher andern

Berufen folgend, sich nun dem Priesterstande widmen, zum Zweck der Emancipation der Welt auf religiösem Wege. Das ist alles sehr merkwürdig, besonders gegenüber dem grässlichen Materialismus und der unersättlichen Geldgier, welche einen grossen Theil der Franzosen jetzt beherrscht. Es ist die Reaction gegen solche Tendenzen in ihrer grössten Stärke.“

Brief nach Hause.

Neapel, den 9ten Juli 1840.

„ — — Wenn ich das Beste zuerst bringen wollte, so müsste ich mit der Aussicht anfangen, in der ich die Ehre habe, zu sitzen. Ich will aber lieber historisch mit der Fortsetzung unserer Reise von Albano aus fortfahren, auf der uns Bousquet noch bis Genzano begleitete. Als der noch bei uns war, begegnete uns ein anderer französischer Maler, Bonirote, im Begriff, zu Fuss hierher zu gehen. Die pontinischen Sümpfe haben mir nicht sehr imponirt, es sind nur ein Paar Stellen, wo sie wirklich etwas eklig aussehen; ich war sehr schläfrig und wollte immer nicken, aber Sebastian bewachte mich wie ein Argus und liess es nicht. In Terracina, wo wir nachteten, ist es plötzlich wunderschön, Palmen und Meer und die grotesksten Felsen, an denen die Stadt hinaufklettert, es hat entschieden schon ein viel südlicheres Ansehen als Rom, mein unvergessliches Rom, nach welchem ich auf dem schönsten Balcon in Neapel täglich mit meinem Mann ein zweistimmiges Lied mit oder ohne Worte, wie es kommt, seufze. Ich versichere Euch, es gehörte Charakterstärke dazu, mitten in einem solchen Leben, wie wir es dort führten, abzubrechen; denn alle die verschiedenen Umstände, die dazu gehörten, um es so überaus schön und reizend zu machen, vereinigen sich vielleicht nie wieder. — Terracina hat ein prächtiges, vom Meer bespültes Gasthaus, das wir in den letzten Strahlen einer glühenden Abendsonne erreichten. Es wird ein Hafen in Terracina gebaut und mehreres Andere; eigentlich die erste italiänische Stadt, in der ich bauen sehe. Bei Meeresbrausen assen wir Abendbrot und schliefen wir ein. Am andern Morgen setzten wir

unsere Reise fort, ein Eckchen herrlich am Meer entlang, mit üppigster Vegetation, an einem Landsee vorbei, dann in's Land; man verliert das Meer aus den Augen und nur die Nase wird von Zeit zu Zeit von seinem göttlichen Gestanke erreicht, über Fondi und Itri, ein grosser, etwas wilder Bergpass. Bei Gaeta bekommt man das Meer wieder und zugleich schon einen Vorgeschmack von Neapel; die beiden können sich nebeneinander sehen lassen. Das Wirthshaus liegt wieder dicht an der See, ein Orangengarten führt vollends hinunter. Da ist's gut sein! Rechts das Fort Gaeta auf dem Felsen, der weiteste Meerbusen; links das schönste Vorgebirge in sanfter Linie und zartem Duft schliessend; Cypressen, Pinien, Orangen, Oelbäume bis dicht an's Meer reichend und den schönsten Vorgrund bildend. Das Wetter war himmlisch, die Beleuchtung blendend. Wir frühstückten vortrefflich, hielten dann ein wenig Mittagsruhe in den reinlichen, eleganten Zimmern, von denen eins ein prächtig Eckchen Loggia hat, und erkundigten uns nach den Bedingungen eines Aufenthaltes dort, welche wirklich sehr billig sind, drei Scudi täglich für den schönen Saal mit breitem Balcon und der allgemeinen Uebersicht alles dessen, was ich oben genannt, gerade über der Mitte des Gartens mit Schlafzimmern und aller Beköstigung. Es wäre schon der Mühe werth, was meinst Du, Beckchen? Nachmittag fuhrn wir weiter; hinter Gaeta fangen die Hecken von Myrthen, Aloes, wilden Rosen und mehr solchem Pöbel an, der Weinstock klettert in die höchsten Bäume, es ist eine Vegetation wie doll. So eine Hecke sieht aus wie ein ganzer Blumengarten. Wir wollten eigentlich in Capua übernachten, es ging uns aber wie vor Rom, der Abend war herrlich, schönster Mondschein, der sich indess nachher trübte, wir kamen zeitig an, die Ungeduld ergriff uns und wir fuhrn ohne Aufenthalt durch nach Neapel, wo wir stracks in die schönste Wohnung fielen, die wir auf der ganzen Reise noch irgendwo gehabt. Sie besteht aus einem wunderschönen Salon und drei Schlafzimmern, ganz leidlicher Aussicht auf Sta. Lucia, Pizzi Falcone, die Insel Capri, ein Stückchen Meer. Das ist aber nicht das Beste: neben unserm Salon ist ein zweiter, grösserer, prächtigerer, mit einem

Balcon von ungefähr sechzig Fuss Länge und fünfundzwanzig Breite. Diese Wohnung gehört dem lebenswürdigsten Engländer, Lord Cavendish; der edle Mann behält sie während eines Badeaufenthalts in Castellamare und der noch edlere Cameriere hat sie gänzlich zu unserer Disposition gestellt. Auf diesem Balcon geht es folgendermassen zu: drei grosse Glathüren führen hinaus, er ist mit einem Fussboden von zierlicher Steinmosaik und einem eisernen Geländer versehen; und indem man hinaustritt, sperrt man unfehlbar Maul und Nase auf und sieht links einen Theil der Stadt, der sich bis zum Vesuv hinzieht, diesen ganz und gar und in der vortheilhaftesten Lage; die unzähligen Oerter und Landhäuser, die ihn vom Fuss bis zum zehnten Theil seiner Höhe bedecken, den Eremiten am Fuss des Aschenkegels, diesen selbst, der höchst falsch, unheimlich und gräulich in all die Herrlichkeit hineinsieht, gegenüber die wunderschöne Küste von Sorrent mit all ihren Ortschaften (bei klarem Wetter kann ich Landsberg in Castellamare singen sehen), bis zum Vorgebirge la Campanella, so genannt, weil in früheren Zeiten hier die Annäherung der Saracenen durch Glockenläuten verkündet ward. Dann ein Stückchen offenes Meer, hierauf Capri, das Castel del Uovo, den Berg Pizzi Falcone und darunter die Strasse Sta. Lucia, die sich im Bogen bis an unser Haus zieht. Der Balcon liegt über dem Meer, unter unsern Füßen befindet sich ein Fischbehälter, aus dem die Sardellen zu unserm Diner täglich frisch gefangen werden; und wenn Du mit alledem noch nicht zufrieden bist, so wende Deine Augen wieder links und sieh die englische Flotte da liegen, drei grosse Dreidecker, ruhig und majestätisch, als wären sie bloss darum hergekommen, unsre Aussicht noch zu verschönern. Sie sind aber gekommen, um in der sicilianischen Schwefelfrage einen gelinden Druck auf die neapolitanische Regierung auszuüben. Die englischen Schaluppen fahren den ganzen Tag mit taktmässigem Ruderschlag hin und her, Tausende von Booten beleben das Meer, das Auge ist beständig beschäftigt und dabei erreicht uns der unerträgliche Strassenlärm nur ganz von fern und nicht mehr störend, das einzige fortwährende Geräusch ist das liebliche Einförmige der Ruder-

schläge und das Plätschern der Wellen an der Mauer unter uns. Hier leben wir nun seit drei Tagen wie die verzauberten Prinzen ganz allein, haben auch noch keinen Brief abgegeben, ausser beim Banquier, wo Wilhelm gleich am Morgen nach unserer Ankunft zwei Briefe, von Dir, liebe Mutter, und von Marianne und ihren Kindern, abholte, die uns, Gott sei Dank! nur Gutes brachten. Eben haben mich die Damen Meuricoffre besucht und mir erzählt, das Hotel sei früher das der preussischen Gesandtschaft gewesen und von der Gräfin L. aus Caprice verlassen und gegen ein viel weniger schön gelegenes vertauscht worden. Es gehört eine starke Dosis Wunderlichkeit dazu, eine Situation aufzugeben, die selbst in Neapel kaum ihres Gleichen zu haben scheint.

Vormittags gehen wir aus und haben in diesen drei Tagen schon viel gesehen, Nachmittags haben wir Schatten hier auf dem Balkon, und da ziehe ich ihn jeder anderen Plaisirpartie vor und habe noch immer hier geschrieben, während Wilhelm und Sebastian zeichneten. Abends ist Mondschein, der uns auch gerade recht steht, uns seinen goldenen Widerschein im Meer zu zeigen und da wird die Scene womöglich noch schöner, als am Tage. Denn ausser dem Mond mit seiner Feuersäule im Wasser und den Sternen sehen wir Licht auf der englischen Flotte, Licht beim Eremiten, auf dem Vesuv, Licht in den Ortschaften weit und breit, Fischerfahrzeuge mit Pechpfannen fahren hin und her, verschwinden hinter dem Castell, kommen wieder und ihr röthlicher Widerschein macht den des Mondes zum silbernen erblassen. Endlich blinken Lichter im Castell und auf Pizzi Falcone und ein dichter Lichtkranz läuft an Sta. Lucia hin bis zu unserem Hause. — Diesen Morgen auf der Treppe des Museums erblickte ich, wen? liebe Mutter, Deine Freundin Pauline Garcia, jetzt Mme. Viardot. Ich erkannte sie auf der Stelle und wir feierten ein zärtliches Wiedersehen. Leider bleibt sie nur einige Tage und noch leiderer waren wir die letzten Tage in Rom zusammen, ohne es zu wissen. — Liebe Mutter, warum meine Briefe nach Moschus riechen, musst Du die Post fragen, vielleicht lagen sie in der Nachbarschaft irgend eines süssen

Liebesbriefes, über unsere Schwellen und Nasen ist dergleichen nicht gekommen. — — Glaubt übrigens, dass wir jetzt herzlich nach Hause verlangen und hier nicht länger bleiben werden, als nöthig ist. Wir Beide wären am liebsten von Rom nach Hause gereist, um diesem grössten Bilde durch keinen späteren Eindruck Nachtheil zuzufügen, wenn man es nur vor sich selbst hätte verantworten können, Neapel nicht zu sehen. Mit herzlicher Freude schreibe ich jetzt auf baldig Wiedersehen. Haltet Euch Alle gesund und lasst uns das Haus in erfreulichem Stande finden.“ —

Montag 8ten Juni, zweiten Pfingstfeiertag, wurde das Fest der *Madonna del Arco* gefeiert, wovon Robert sein Bild gemalt hat. Wir führen hin sieben Miglien landeinwärts, und auf dem ganzen, langen Wege war schon ein unbeschreiblicher Spektakel. Hunderte von Wagen, so und ähnlich, wie Robert sie gemalt, mit grünen Zweigen, Tüchern, Bändern behangen, die Leute drauf mit gabelförmigen Stöcken, an denen Federn, Blumen, Heiligenbilder, Körbe, Löffel und tausend andere Dinge hängen, die sie auf dem Markt neben der Kirche gekauft, Alles geputzt und aufgestutzt, so gut als möglich, Tamburin, Kastagnetten, Gesang und unsägliches Geschrei, und das Alles mit einem erstickenden Staube gewürzt. In der Nähe der Kirche erreicht der betäubende Lärm und das Gedränge eine kolossale Höhe; da sitzen sie in den Buden und trinken, doch sah ich keinen Excess. Sehr viel ganz afrikanische Physiognomien und negerschwarze Haut bemerkte ich; ein Mädchen schlug Tamburin und lachte dazu mit ganz afrikanischer Wildheit. In der Kirche rutschte ein Mann auf den Knien umher und leckte dabei den ganzen Fussboden ab, ein schönes Gelübde! Wir liessen den Wagen in den Schatten fahren, während Wilhelm herumging, zeichnen. Wir kamen überein, dass dies Fest vortrefflich sich zu einer Friescomposition eignete, denn es ist wirklich ein romantisch bachantischer Zug!

Dienstag den 9ten Juni gingen wir früh nach den Studien. An den antiken Fragmenten — Mosaiken, Darstellungen, besonders von Thieren in grosser Treue und Natur-

wahrheit, Malereien, z. B. Abbildungen von Häusern und Gärten in fast französischem Geschmack — ist eine ganze Kunstgeschichte nachzuweisen. Wilhelm war entzückt von dem Farbengefühl in Manchem. Durch einen Garten, in dem zwischen den Rosen und andern Gesträuchen Fragmente aller Art aus Pompeji aufgestellt sind, gelangt man in den grossen Raum, wo der ungeschlachte Lümmel, der farnesische Herkules und die berühmte Gruppe des farnesischen Stiers, aufgestellt weniger als untergebracht sind, denn so möchte ich von Allen in den Studien sagen: der Begriff einer würdigen, künstlerischen Aufstellung, die an und für sich wieder ein Kunstwerk ist, wie im Vatican, oder in den Münchener Kunstsammlungen, scheint mir überall hier zu fehlen. Dann besuchten wir das Zimmer, wo die Kostbarkeiten aus Pompeji gesammelt sind, das ist eine recht weibliche Sammlung, und es waren auch mehr Frauen da, als überall anderswo zusammen. Kostbarer Goldschmuck in den geschmackvollsten Formen, unsere Schlangearmbänder sind daher; Küchen- und Hausrath aller Art, Lebensmittel, wie man sie bei der Ausgrabung gefunden, Eier, Brod, Wein, Reis, Oel mit den Gefässen, in denen es sich befand, die Börse, welche das Skelett in der Hand hielt, das man die Frau des Diomedes genannt und das auch reichen Goldschmuck trug; geschnittene Steine; die Becher und Gefässe, zum Theil in dem Styl, der nachher von Benvenuto Cellini wieder aufgenommen; man könnte es für Florentiner Arbeit des 16ten Jahrhunderts halten. Wie ungeduldig bin ich, Pompeji selbst zu sehn. Dann gingen wir in die Gemäldegalerie; die bekannte heilige Familie von Raphael ist wunderschön! Besonders die heilige Elisabeth, gewiss die schönste alte Frau, die je gemalt worden, so lieblich, mild und doch alt. Das giebt kein Kupferstich und keine Kopie, sowie kein Fremder leicht die letzte Feinheit einer Aussprache lernt. — Abends las ich zu Haus französische Zeitungen, Verhandlungen über den Transport von Napoleon's Asche. Als ich nachher wieder auf den Balkon trat und die Mondnacht sah und die Feuer auf den Schiffen und die Lichter ringsum

und die stille Feierlichkeit der Natur, kamen mir alle Zeitungen so widerwärtig vor, wie noch nie.

Donnerstag den 11ten Juni früh meldete sich Bonirote und trank mit uns Kaffee. Den haben wir nun also in den Hauptstädten Venedig, Rom und Neapel gesehen. Er hat mit zwei andern Malern die Reise hierher zu Fuss, zu Esel, mit einem sehr schöfeln Vetturin, auf alle Weise gemacht. In den Studien trafen wir uns wieder, und er ging mit uns herum: zuerst in die Sammlung antiker Gläser und Terracotten; grosse Statuen aus gebranntem Thon, eine ungeheure Sammlung Lampen, Dachziegel, Brunnenröhren, Küchen- und Hausgeräth. Zwei grosse Glasgefässe sind noch gefüllt, man weiss nicht, womit. Hierauf in die Sammlung pompejanischer und herkulanischer Broncen, nach meinem Geschmack die interessanteste von allen. Hier muss man wirklich Geschmack, Phantasie, Zweckmässigkeit und Reichthum der Alten bewundern, von solchem Luxus hatte ich keinen Begriff; und wenn man nun bedenkt, dass in einem kleinen Landstädtchen, wie Pompeji, die Möbel mit Silber ausgelegt, die Küchengeräthe nicht verzinnt, sondern versilbert, und jedes kleinste Stück mit künstlerischem Geschmack in der vollendetsten und zugleich zweckentsprechendsten Form angefertigt ward, so kann man daraus auf das schliessen, was der Zeit in Rom, Syrakus und andern Hauptstädten zu sehn war. Diese Sammlung ist auch vernünftig aufgestellt und gut zu übersehen. Natürlich vermehrt sie sich täglich, wie die andern pompejanischen Gegenstände, sowie die Ausgrabungen fortschreiten, und in diesem Zustand des Werdens liegt auch ein grosser Reiz. Mir fielen auf, zwei wunderschöne Eimer, Tempelgefässe; die Henkel bilden, niedergelegt, einen zierlichen Rand, mit Silber ausgelegt; mehrere Sitze von Senatoren; andere Sitze von Bronze mit herrlichen Thierköpfen, sehr hoch, sie müssen Fusstritte gehabt haben, um sich drauf zu setzen. Eiserne Bettstellen, sehr schmal, dienten zugleich als Sophas, 4 bis 500 Lampen, keine der andern gleich, selbst die an einem Mittelstück hängen, oft vier, alle verschieden. Die hohen Gestelle, auf denen sie meist stehen, zum Theil Bäumen nach-

gebildet, sind überaus zierlich und schön; an andern sind durch sinnreiche Vorrichtungen die Füsse abzunehmen, um sie bequemer zu tragen. Elastische bröclicne Henkel an den Wasserschaalen für die Tempel, ebenfalls loszumachen, um sie besonders zu tragen. Eine Vorrichtung, das Verschütten zu verhüten. Eine vollständige Theemaschine mit nachahmenswerther Einrichtung. Tausend kleine Gegenstände, die fast unverändert diese zweitausend Jahre im Gebrauch geblieben sind, Schloss und Schlüssel, Fingerhut, Würfel, elfenbeinerne Nadeln zu weiblicher Arbeit, Theaterbillets von Thierknochen mit Darstellungen, Kasserollen, Löffel, tragbare Kochöfen, überaus hübsch und zierlich eingerichtet, Wiegeschaalen und Gewichte, — es sah damals gar nicht so sehr anders in der Welt aus, als man meist denkt; nur, dass Alles eben eine Zierlichkeit (und Pracht zeigt, die unsern entsprechenden Geräthen abgeht. Man würde kein Ende finden mit Aufzählung aller interessanten Gegenstände. Dann kommt die Vasensammlung. Um diese recht zu goutiren, braucht man Kenntnisse, die mir ganz abgehen, zur Bestimmung der feinen Unterschiede der einzelnen Städte und Fabriken, was Kennern eine grosse Befriedigung gewährt; so unterscheiden sich die Vasen von Nola durch einen reicheren, zarteren Firniss. Aber ich bin unwürdig darüber zu sprechen, denn mir gefällt oder missfällt nur ganz dumm, nach dem Gefühl, was mir grade schön oder unschön vorkommt und damit ist gar nichts gesagt. Es ist übrigens eine ungeheure und überaus vollständige Sammlung, Reihen von Vasen haben sich in den Gräbern gefunden, welche überhaupt die meisten bis zu dem heutigen Tage aufbewahrt haben. Es sind auch mehrere Modelle solcher Gräber aufgestellt. Ein Kriegergrab aus Pästum ist inwendig mit Figuren im Vasenstyl bemalt. Ein ganzer Kirchhof ist hier in Neapel in der Nähe der Studien aufgefunden worden.

Zuletzt besuchten wir noch eine andere Broncensammlung, die der Statuen, die auch sehr schöne Sachen enthält. Mehrere lebensgrosse Konsuln und Frauenstatuen, einen ganz kolossalen, prächtigen Pferdekopf, ein minder grosses, ganzes Pferd, das zu einer Quadriga auf dem Frontispice des Theaters von Her-

culanum gehörte, aber allein wieder hat zusammengesetzt werden können; aus dem Rest jenes grossen Pferdekopfes hat ein Bischof Glocken giessen lassen!! — Ein liegender Faun. Ein Mercur, im Begriff den Argus zu tödten.

Gegen Abend fuhren wir, nach einem starken Gewitter, bei aufgeklärtem Himmel durch den Toledo, immer steigend nach Capo di Monte, wo sehr elegante Landhäuser stehen und man eine herrliche Aussicht hat; die Stadt liegt reich und gross da; der Berg von St. Elmo hat einige entfernte Aehnlichkeit mit dem Monte Mario, den ich oft verlämde, und nach dem ich mich jetzt jeden Abend sehne. Wir fuhren bei herrlichem Mondschein herein, durch den Toledo Schritt für Schritt, wegen der dummen Soldaten, die einen hier Tag und Nacht inkommodiren. Wenn ich König von Neapel wäre, ich wüsste auch etwas Anderes als Exerciren und Manövriren, um mir die Zeit zu vertreiben. Auf unserm Balkon war's diesen Abend ganz besonders schön; der Mond stand gerade vor uns über der Küste von Sorrent und warf seinen breiten Goldschimmer über das ganze Meer, dann theilte sich der Glanz, hinten an der Küste war ein breites Lichtmeer, dann dunkel, vorn wieder ein glitzender Goldschimmer, nicht unähnlich den Glühwürmern, wenn man sie, wie auf dem Pincio, in Masse sieht. Wenn Kähne durch den Lichtstreifen fuhren, fing es an, um sie zu funkeln, lange ehe sie ihn erreichten, und dauerte wiederum lange, nachdem sie ihn verlassen hatten, sie zogen einen breiten Lichtstreifen hinter sich her; noch wunderbarer war's, wenn sie durch den dunkelgebliebenen Theil des Meeres fuhren; dann riefen sie das Licht hervor, das nun auf dem dunkeln Meer ganz phantastisch hinter dem schwarzen Schiffchen herzog. Die täglichen drei Feuermännchen, die hinter dem Kastell hervorkommen und wieder dahin zurückgehen, fehlten auch nicht. Unter solchen Umgebungen wird das Gewöhnlichste zum Märchen. Hätten wir diese Wohnung in Rom gehabt, wo unser kleines Stübchen oft zum Erdrücken voll war! Hier leben wir wie die verwünschten Prinzen in diesen weiten Räumen.“

Brief und Tagebuch:

„Liebe Mutter, liebe Geschwister! In dieser Woche haben wir einige der hiesigen Haupt- und Staats-Aktionen abgemacht, Ischia und den Vesuv. Sonntag bestiegen wir das Dampfboot nach Ischia; die Fahrt ist herrlich und dauert mit dem sehr langsam gehenden Schiff über drei Stunden. Man passirt die Spitze des Posilipp, Nisida, Puzzuoli, Bajä, Cap Misen, mit einem alten Warthurm auf der Spitze, links behält man Capri und die Küste von Sorrent, zieht dann der Länge nach an Procida vorüber, welches auf der ersten Spitze ein grosses Gebäude, den Bischofsitz, trägt, die Stadt liegt zwischen Meer und Berg und hat ein eigenthümliches, sehr südliches, fast morgenländisches Ansehen. Die Frauen tragen ein dem neu-griechischen ähnliches Costüm; wir haben welche bei der *Madonna del Arco* gesehn. Mit Procida zugleich darüber, dahinter, daneben hervorsehend, naht Ischia. Mit jeder Minute schieben sich die Küsten, Vorgebirge, Inseln und Orte anders und die interessantesten Ansichten wechseln und folgen sich so schnell, dass man kaum Zeit hat, sie in's Auge zu fassen, trotz des sehr langsamen Fahrens. Der Vesuv mit seinen zwei Köpfen spielt überall die Hauptrolle. Bei Ischia angekommen, muss man eine doppelte Quälerei bestehen; erst von Kähnen, die einen an's Land setzen wollen; die setzen aber wieder nicht ganz an's Land, sondern zehn Schritt tief in's Meer stürzt, heulend und schreiend wie gewöhnlich, die halbe Bevölkerung Ischia's an Menschen, und die ganze an Eseln und balgt sich um die Ehre, die Landung zu vollenden; so steigt man aus der Barke zu Esel und reitet aus dem Meer und gleich weiter. Auf Ischia hat man den dicken Süden noch mehr als in Neapel; die Felsen sind mit einer wildwuchernden Vegetation von indischen Feigen, die wie Bäume gross werden, Aloes, Granaten und Wein bedeckt; dazwischen immerfort der Blick auf das blaueste aller Meere, die weissen Häuser und Weingartenmauern, — man fühlt wirklich, dass man weit vom Kreuzberg ist.

Wir bekamen ein sehr gutes Frühstück und ruhten ein wenig, denn es war sehr heiss, und mir sank der Muth bei

dem Gedanken, in den Mittagsstunden die Insel zu umreiten. Nachmittag ritten wir ein wenig umher, bergauf, bergab, zwischen Weinbergmauern, ohne allen Schatten, aber beständig von der unsäglichsten Fülle einer tollen Pflanzenwelt umgeben, die alle Felsen bedeckt und den Vorgrund zu den entzückendsten Fernblicken bildet. Als wir nach dem Hafen kamen, konnte ich nicht weiter, wir hatten noch über eine Stunde unter einem zahllosen Lazzaronipöbel zu warten. Um fünf schifften wir uns wieder ein, und hatten in der Abendkühle eine herrliche Rückfahrt, mit Sonnenunter- und Mondaufgang; die Berge hatten den Mond erst wie eine Nachtmütze auf, bis er höher stieg und das Meer zauberhaft beleuchtete. Sehr müde kamen wir nach Haus, Neapel ist eine diabolische Stadt, Staub, Lärm, Fahren und Drängen machen mich todt; indessen brachte ein Ruhetag wieder alles in Ordnung und befähigte mich zu der Vesuvparthie, die wir uns eigends für unsers Sebastels Geburtstag, der glücklicherweise nur einen Tag nach Vollmond fiel, vorbehalten hatten, um ihm ein unvergessliches Andenken an sein zurückgelegtes zehntes Jährchen zu sichern. Man fährt durch Portici, einen grossen eleganten Ort, dem sich Resina gleich anschliesst; hier mussten wir uns in Ermangelung von Eseln auf's hohe Pferd setzen und eine der ermüdendsten Parthieen begann. Man reitet erst etwa zwei Stunden zwischen Weingärten bergan, Granaten, Orangen und Feigen kucken über die Mauern, alles ist sehr fruchtbar und schön. Dann erreicht man die Laven; wir ritten über die vom vorigen Jahr, welche über Weingärten hinging, und deren noch frische Zerstörungsspuren in ausgerissenen Bäumen und schwarzem schlackigen Erdreich sichtbar sind; diese Lava ist noch nicht vollkommen erkaltet. Dann kommt ein Stückchen bitterbösen Felsenweges, von demselben Gestein, das Herculanium bedeckte und auf dem heut Portici steht, und hierauf erreichten wir die Hochebene, auf der das Haus des sogenannten Eremiten steht, und schöne Bäume; man hat schon hier eine herrliche Aussicht; man kann die Inseln so prächtig sehn, und ihr Grössenverhältniss zu einander; und da erscheint denn Ischia sehr mächtig, Procida auffallend klein. Auch Cap Misen,

den Posilipp und diese ganze Seite übersieht man vortrefflich, die andere aber nur von Sorrent abwärts; Castellamare bleibt noch verborgen. Wir ruhten einen Augenblick und ritten weiter. Bald hört alles Lebendige auf, und man geräth in den Teufelsspuk, und hört die Lavaströme rechts und links nennen, wie sie in den verschiedenen Jahren herabgekommen. Am Fusse des sogenannten Aschenkegels steigt man ab, und diese letzte Höhe hinauf liess Wilhelm mich tragen. Man spart auf diese Weise allerdings Beine und Lungen, wenn Ihr aber denkt, dass es bequem ist, diesen höllischen Berg in irgend einer Art herauf zu kommen, so irrt Ihr Euch sehr, *anzi*, sehr ängstlich ist es, sich so schleppen zu lassen, da selbst die geübten Füße der Träger zwischen dem losen Gerümpel der Stein- und Lavablöcke den fast senkrechten Gipfel hinan beständig abrutschen, und ich kann nicht läugnen, dass mir das Herz ein paarmal in die Hosen fiel. Fast eine Stunde dauerte diese Thierquälerei, dann waren wir oben, in Satanas Hauptquartier auf einer aschigen, steinigen Ebene, wo man den Rauch aufsteigen sieht. Der höchste Aschenkegel, wie er jetzt grade ist (denn er wechselt häufig die Form), bleibt links liegen und wird nicht erklettert. Von da näherten wir uns dem Krater mit unbeschreiblicher Neugier, und „mit Erstaunen und mit Grauen“ sahen wir hinein. Welch' eine Teufelswirthschaft! Schwefelgestank, die tollsten Farben, wie man sie anderswo in der Natur nie sieht, grün, gelb, roth, blau, lauter giftige Töne, im Grunde des Kessels ein unheimliches Aschgrau, ein bald feinerer, bald dickerer Rauch, der aus allen Ritzen dringt und, Alles überziehend, dennoch Alles durchblicken lässt, und mit jedem Schritte, den man thut, ändert sich die Ansicht und wird der Anblick gräulicher. Zacken und Spitzen überall, die Krater früherer Eruptionen. An der entgegengesetzten Seite des Kessels angekommen, ersteigt man einen jener höllischen Hügel und hat hier eine Aussicht von überwältigender Schönheit: den ganzen Meerbusen von Neapel, alle Inseln, die herrliche Biegung der Küste bei Castellamare, alle Ortschaften bis zur Campanella, alle Gipfel der Felsen dahinter, Torre dell'Annunziata, von wo man den weissen Weg nach

Pompeji führen sieht, das ich also, mit heiliger Scheu, zum ersten Mal von der Höhe des höllischen Thrones in ziemlicher Entfernung liegen sah. Wendet man sich, so hat man unter sich einen weiten Krater, den von 1834, dahinter eine spitze zackige böse Felswand, die sich bei dem Ausbruch erhob, in dem Pompeji und Herculenum zu Grunde gingen, drüber hinaus eine Menge Ortschaften in der Ebene, und endlich die Bergreihen der Abruzzen. Links, wenn man das Gesicht der Sonne zugewendet hat, erhebt sich ein gräulicher Schwefel- und Lavaberg, gelbgrünlich und grimmig aussehend, falsch und böse, wie die Hölle selber. Die Sonne ging schön und glühend unter, der Rauch ward leise gefärbt und wir sahen das Feuer unter den Steinen und in den Spalten brennen, manche Stellen waren so heiss, dass man nicht darauf stehen konnte. Dabei ist der Berg jetzt ganz ruhig, der letzte Ausbruch anderthalb Jahr her. Nach Sonnenuntergang traten wir den äusserst beschwerlichen Rückzug an. Ich hatte keinen Muth, mich den Aschenkegel hinuntertragen zu lassen und gab lieber meine Füsse preis. Ihr habt aber keinen Begriff, was es heisst, diesen Berg hinunterzusteigen. Sie wählen dazu die Seite, wo die lose Asche liegt mit weniger Steinen, als an der, wo man aufsteigt. Es ist eine grauliche Parthie, man versinkt bis an die Kniee in die Asche, ist in Wolken eingehüllt, die Schuh füllen sich bei jedem Schritt, so dass man sie nicht mehr schleppen kann, man fällt, wadet, keucht; die Andern kamen mir weit voraus, ich kam nicht mehr aus der Stelle und blieb mit meinem Führer weit zurück, völlige Dunkelheit brach ein und ich lernte das Gruseln. Zitternd vor Müdigkeit kam ich endlich den Andern nach. Obgleich diese schlimmste Stelle nur etwa zehn Minuten herabzusteigen dauert (derselbe Theil, den man in einer Stunde erklimmt), so versichere ich Euch, ich werde an diese zehn Minuten denken. Unterdess war es völlig Nacht geworden, wir stolperten noch eine Weile über Stock und Stein, bis wir die Pferde erreichten, die uns zum Eremiten trugen. Hier ruhten wir etwas unter freiem Himmel, bei mildester Luft, der Mond war inzwischen aufgegangen und die Nacht wunderschön; wir assen von einem steinernen Tisch

mitgebrachtes kaltes Abendbrod, tranken *Lacrymae Christi* dazu und ritten darauf hinunter nach Resina, wo wir den Wagen fanden, der uns um halb eins nach Neapel brachte. Ich kann Euch versichern, Stadt, Wagen und Stühle und vor Allem mein Bett, gefielen mir unbeschreiblich wohl; diese edelen Anstalten lernt man doppelt schätzen, wenn man den Teufel und seine häuslichen Einrichtungen so ein bischen in der Nähe hat kennen lernen. Aber es ist ein nicht zu vergessender Eindruck!

Die Hauptsachen abgerechnet, werde ich wohl aus Neapel als ein ziemliches Gänschen wieder fortfliegen; ich bin froh, wenn ich unsern stillen, kühlen, schönen Balkon nicht zu verlassen brauche, die Stadt ist infernalisich; man möchte sagen, die Einwirkung des Vesuv erstrecke sich bis hierher; so schön es ist, hier möchte ich nicht leben. Dagegen sehnen wir uns alle Tage nach Rom zurück und mitten in den grössten Herrlichkeiten, die uns hier umgeben, seufzen wir danach. Wir fühlen wohl, dass wir ein zu grosses Stück Herz in Rom gelassen haben, um andres noch ganz und gar zu geniessen. Sind wir nur erst bei Euch zu Hause, so wird sich das ganze Herz schon wieder zurechtfinden. Hier sind wir nur halb und mehr mit den Augen als mit der Seele. Du hast wohl Recht, liebes Beckchen, wenn Du in meinen Briefen die Geschichte derer liesest, die sich in Rom selbst vergessen. Nur eins begreife ich nicht, wie man auch dort Menschen findet, die mit diesem Höchsten und Herrlichsten nichts anzufangen wissen. Für jeden Menschen, der irgend Geist oder Bildung hat oder wünscht, muss Rom unbeschreiblich anziehend sein, selbst für den, der einen geistreichen Müssiggang liebt. Nur für den eigentlichen leeren Dandy ist nichts da zu thun, und ich habe auch solche lebenswürdige Saperloter da gekannt, die vor langer Weile nicht wussten, wo sie sich hinthun sollten. Ach! verzeiht, wenn ich Euch ennuyire; ich habe heut mein römisches Tagebuch wieder durchgeblättert und da will mir Neapel gar nicht schmecken, und ich lebe recht eigentlich in Rom weiter. „Ach! es war wohl schöne Zeit;“ das habe ich in dieser schönen Zeit viel tausendmal gesagt

und gesungen. Erst haben wir alle Charakterstärke, die wir besaßen, zusammengenommen, um loszukommen, und nun thut es uns leid, dass wir fort sind, und wir wünschen, wir wären noch dageblieben und wünschen uns zugleich nach Haus, um in die gewohnten, lieben Umgebungen zu kommen, dort nachzugenießen und Euch mitgenießen zu lassen. Nun genug Rom! Was hilft es Euch und mir? Ihr kennt es nicht und ich kann nicht dahin zurück. Wie lange, so sprechen wir uns, das Jahr der Trennung ist vorüber, aber auch ein Jahr des Lebens, — *La vita fugge e non s'arresta un'ora*, — und das Leben ist mir nie lieber gewesen, als jetzt.“

Brief und Tagebuch.

Neapel, 10ten Juli 1840.

„Wir sind vorgestern Abend spät von einer sechstägigen Exkursion zurückgekommen, liebe Mutter, den Tag vorher hatten wir Deinen Brief vom 8ten mit den Details über den Tod des Königs erhalten, die uns sehr interessirt haben. Das Faktum selbst hatten wir schon früher erfahren. Wir werden Manches verändert finden, möge es zum Guten sein.

Unsere Exkursion haben wir *à la Student* gemacht mit einem Nachtsack, einem Gott, einem Kleid, aber nicht einem Pferd, sondern mit zahllosen Eseln, einigen Barken und verschiedenen sonstigen Fahr-, Reit-, Geh- und Traggelegenheiten. Der erste Tag war der einzige abenteuerliche. Wir fuhren Morgens bei stiller See auf einer vierrudrigen Barke von hier fort auf Capri los, das man gewöhnlich in vier Stunden erreicht. Mitten drin aber erhob sich Gegenwind, und nachdem wir drei Stunden gefahren waren, erklärten die Schiffer, sie würden Capri nicht erreichen können. Wir entschlossen uns nun nach Sorrent zu gehn, wöhin der Wind günstig stand, und segelten eine Stunde lang frisch darauf los, dann drehte sich der Wind und stand uns wieder entgegen, das Segel musste eingezogen werden, und nun begann eine verdammt Parthie! Die Ruderer kämpften mit den Wellen und kamen nicht aus der Stelle, und um drei waren wir noch ziemlich

auf demselben Punkt, wie um zwölf. Die Leute ermatteten, die Wellen gingen sehr hoch, wir waren ganz mit Salz überzogen, die Stricke an den Rudern rissen entzwei, sodass alle Augenblicke still gehalten werden musste und bei dem Schaukeln kehrte sich jedesmal Herz und Magen um und um. Erst schien es, als würden wir ganz nach Meta hingetrieben, zu weit links, dann kamen wir viel zu weit rechts nach Massa hin; das waren fatale Momente, und auch der, wo die Leute nach Wein riefen, um die Anstrengung noch auszuhalten, und wo sie ihr Losungswort *Maccaro*, womit man sonst einen Neapolitaner zu Allem bringen kann, aufgaben, und die *Santissima Madonna* um Hülfe anriefen; ich glaubte einige Augenblicke, wir würden ins Gras zwar nicht, aber ins Salz beissen müssen, und las schon in Gedanken den höflichen Brief, worin Meuricoffre dem Hause Mendelssohn et Co. den Untergang *de l'aimable famille* Hensel anzeigt. Endlich, nach achtstündigen Anstrengungen gelang es, das schützende, unterhalb Sorrent's vorspringende Vorgebirge zu gewinnen, und nun waren wir geborgen und fuhren längs der Küste; es war sehr angenehm, das wunderschöne Land mit seinen Höhlen am Meer, seiner reichen Bogenarchitektur und herrlichen Vegetation in der Nähe zu sehn, und dabei das wohlige Gefühl der Errettung aus einer wirklichen Gefahr. Das liess uns Ermüdung und Hunger vergessen. Nach achtstündigen Anstrengungen liefen wir glücklich in den Hafen von Sorrent ein im Zustande der Einpökelung, denn unsere Gesichter und Hände waren mit einer völligen Salzkruste bedeckt und statt des Salpeters hatte die Sonne die Mühe übernommen, uns zu röthen. Donnerstag blieben wir in Sorrent, um auf günstigen Wind für Capri zu warten, machten einige Reitparthieen nach verschiedenen Höhen mit schönen Aussichten — die Berge sind hier überall dicht mit blühenden Myrtengebüschen bedeckt — es blieb aber schlechtes Wetter, Sturm, Staub und schwüle Hitze, das Meer sah böß und grau aus, und da sich auch Freitag früh keine günstigeren Aussichten für Capri zeigten, so gaben wir dies definitiv auf und setzten unsern Weg nach Amalfi fort. Man überschreitet den hinter Sorrent liegenden

Höhenzug, wendet hier dem Golf von Neapel den Rücken — man hat oben den herrlichsten Blick auf diesen in seinem ganzen Umfang mit allen Inseln und zugleich auf den Golf von Salerno mit den Sireneninseln, dem man sich nun zuwendet und auf einem recht beschwerlichen Weg zu Fuss wieder ans Meer hinabsteigt an den kühnsten und grotesksten Felsengestaltungen vorbei. Unten schifften wir uns in einer sehr flachen kleinen Schifferbarke ein und ich bekam wieder Manschetten, es ging aber Alles gut. Die Fahrt ist unbeschreiblich schön; Capri und die Sireneninseln behält man immer in Sicht und fährt dabei an der reichsten Küste hin.

Ungeheure Felsen ragen in's Meer, viele Vorsprünge, Höhlen, Orte hoch oben in den Bergen, Fischerhütten unten am Meer, und nun, wenn man um die letzte Spitze biegt, die über alles schöne Lage von Amalfi, welches vom Berge hinab bis in's Meer steigt. Wir gingen gleich hinauf nach der originellsten Kneipe, die es vielleicht in der Welt giebt, nämlich das Kloster San Francesco, welches vor einiger Zeit aufgehoben und zum Wirthshaus eingerichtet wurde, jetzt aber in Kurzem wieder den Frati zurückgegeben wird. Wir gehörten noch zu den letzten Glücklichen, die darin wohnen konnten. Eine himmlische Aussicht hat man auf Meer, Stadt und Berge aus jedem Fenster und besonders von der Terrasse, auf der wir den Abend zubrachten. Ein schöner Klosterhof, Kreuzgänge, eine grosse Felsenhöhle, die kleinen Schlafzellen, in deren jeder nur ein Bett stehen kann, à la Mönch, alles das ist fremdartig und erhöht den Eindruck der wunderschönen Gegend. Walter, Du sollst einmal rathen, was wir in Amalfi gegessen haben; und wenn Du es nicht kannst, soll Deine Mutter rathen, und wenn die es auch nicht weiss, will ich Euch erzählen, dass es die ersten Pellkartoffeln waren. Wir assen sie mit solchem Appetit, dass uns der Junge, der bediente, ganz verwundert ansah; und als wir die grosse Schüssel rein aufgezupft hatten, frug er, ob wir noch mehr „patate“ beföhlen, worüber wir in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen. Sebastian's Herz aber war gerührt, und er sagte, es käme ihm vor, als wäre er in Berlin. Ich konnte das

schon weniger finden. Vom Kloster in die Stadt zu kommen, muss man die wunderlichsten Lokale passiren, Treppen, dunkle Gänge, Mühlen, kleine närrische Strassen; dann tritt man auf den Markt von Amalfi mit der Kirche, zu der viele Stufen hinaufführen, und wovon Catel das schöne Bild gemalt hat. Sonnabend früh stieg Wilhelm allein nach Ravello hinauf, einer kleinen Stadt im Gebirge, die von sehr interessanter Bauart sein soll, für uns ward die Parthie zu beschwerlich befunden, hierauf machten wir eine wunderschöne Küstenfahrt nach Salerno hin, die See war wie ein Lamm, und wenn sie sich so beträgt, ist es wirklich das grösste Vergnügen von der Welt, sie zu befahren. Der Dom von Salerno, eins der ältesten Bauwerke, muss wunderschön gewesen sein. Der Vorhof mit Bogenarchitektur und antiken, ungleichen Säulen, das Heiterste, Prächtigeste, was man sich denken kann, von dem tollsten Ungeschmack des vorigen Jahrhunderts bis zum Unkenntlichen entstellt. Im Innern der Kirche umkleiden grobe, dumme Pilaster gewiss die schönsten Säulen, wie im Lateran. Die Kanzeln zum Ablesen der Episteln und Evangelien sind herrlich, im Geschmack derer von San Lorenzo, aber noch schöner; einige Stücke des reichsten Mosaikfussbodens gleichfalls ähnlich, wahrscheinlich war die ganze Kirche inwendig so bekleidet, es muss eine Pracht ohne Gleichen gewesen sein. In der Sakristei, oder vielmehr einer Polterkammer, die aussieht wie eine Theatergarderobe, befindet sich ein prachtvoller elfenbeinerner Altar mit biblischen Vorstellungen. An der Thür die Säulen ruhen auf Löwen.

Sonntag machten wir die Parthie nach Pästum, sahen den berühmten Tempel und die Aussicht auf den ganzen, grossen Golf von Salerno, — leider darf man sich der Fieberluft wegen nicht lange aufhalten, — und fuhren noch denselben Abend bis Castellamare und begrüssten mit Freuden unsern alten Vesuv, der im schönsten Abendlicht dalag.

Montag früh auf Eseln nach Pompeji bei trübem, dickem Scirocco. Eine von den Erfahrungen, die man nicht ohne eine innerliche, wenn ich so sagen darf, ernste Scheu und heilige Neugier machen kann. Keiner von uns sprach ein lautes

Wort. Die Möglichkeit des Ereignisses wird Einem sehr klar, wenn man vorher den Krater und die Lage des Ortes von oben gesehen, und nun seine Stellung zum Vesuv von den Strassen aus betrachtet. Man sieht ihn natürlich von der entgegengesetzten Seite wie in Neapel, so dass der Aschenkegel links steht. Die gewisse grauliche Wand, die aufstieg, als Pompeji unterging, liegt vorn zu Tage. Er sieht höchst drohend, unheimlich und gewaltig in die stillen Strassen hinein, und man kann nichts Ernsteres sehen, als diesen grimmigen Verderber, noch mit derselben Kraft ausgerüstet, um jeden Augenblick dasselbe Unheil anzurichten, und diese redenden Beweise seiner vor achtzehn Jahrhunderten begangenen grössten Unthat. Die Berge von Asche und kleinen Steinen, die rings um die aufgegrabenen Häuser gehäuft liegen, rücken Einem vollends das schreckliche Ereigniss so lebendig vor die Augen, als ob es gestern geschehen wäre und wir die dort Begrabenen persönlich gekannt hätten. Von manchen Punkten liesse sich ein herrliches Bild des Vesuv's mit pompejanischem Vorgrunde aufnehmen, was meines Wissens noch nie geschehn. Wir traten durch die Alleen von Thränenweiden in die Gräberstrasse ein; viele Marmordenkmale sind noch so erhalten, als ob sie heut aus der Werkstatt kämen. Im Hause des Diomedes ist ein grosser Keller, worin der Eindruck des Kopfes und der Arme des Skeletts zu sehen ist, das gegen die Wand gelehnt gefunden worden. Es waren übrigens in diesem Keller eine Menge Skelette, und sie müssen hier eines grausamen Todes gestorben sein, denn durch die engen Kellerluken konnte die Asche nur langsam eindringen, und so haben sie gewiss grosse Martern leiden müssen. Die Bauart der Häuser ist zu bekannt, als dass ich Euch etwas darüber sagen sollte; übrigens bringe ich eine sehr treue Aquarelle des sogenannten „Hauses des Dichters“ von Bonirote mit. Der mittlere freie Hof mit der durch Säulen gestützten Pergola, wie er sich in fast allen Häusern findet, ist allerliebste. In der Malerei der Alten gefällt mir Vieles gar nicht und erscheint mir geschmack- und styllos, Wilhelm gab mir darin Recht. Namentlich eine gewisse Art dummer Guirlanden und

magerer Pilaster, die beständig vorkommen, gefällt mir nicht, auch nicht das Küchenroth, womit die meisten Wände angestrichen sind. Ihre Geräthe sind dagegen durchweg schön und in noblem Styl. Ihre Mosaik- und Muschelgrotten finde ich fast hässlich, wogegen die meisten Fussböden zierlich und geschmackvoll sind. Die öffentlichen Gebäude, das Forum, die Basilika erscheinen schön und grossartig, besonders im Verhältniss zu den pygmäisch kleinen, ganz auf's Leben im Freien berechneten Wohnhäusern; Tragödien- und Komödientheater, beide sehr wohl erhalten, und die Konstruktion durchaus deutlich. Ich möchte wohl wissen, wozu die Alten das Parterre benutzt haben, ausser für die Musik, die gewiss nicht den ganzen Raum einnahm, da Spontini damals noch nicht Kapellmeister war, und leer, wie die albernen Ciceroni sagen, ist es noch weniger geblieben, dazu waren sie viel zu ökonomisch mit dem Raum. Das Amphitheater ausserhalb der Stadt ist ebenfalls sehr wohl erhalten. — Mir ist sehr vieles räthselhaft bei der ganzen Sache. Das im Museum ausgestellte Geräth aus Pompeji steht durchaus in keinem Verhältniss zu der Menge der bereits aufgedeckten Häuser und namentlich sind fast gar keine eigentlichen Möbel da. Wo sind sie geblieben? Haben die Einwohner vorher Vieles geflüchtet? Das ist nicht wahrscheinlich, da der Ausbruch ziemlich plötzlich erfolgte. Sind sie nachher gekommen und haben die Aschenberge nach ihren Sachen durchsucht? Warum haben sie dann die einmal freigemachten Häuser nicht gleich bewohnbar gemacht? Diese beiden Erklärungen wollen mir nicht passen. Ungefähr zehn Jahr vor dem Untergang Pompeji's wurde die Stadt von einem schweren Erdbeben heimgesucht. Sollten die Einwohner damals zum Theil geflüchtet und nicht wieder zurückgekehrt sein? Auch schwer glaublich; es würden dann hauptsächlich die Wohlhabenden den Platz verlassen haben, und grade Luxusgegenstände findet man genug, es fehlt der gewöhnlichste Hausrath, auch würde man dann die Häuser nicht alle aufrecht stehend gefunden haben. Ich bin begierig, einmal Jemand über diesen Punkt zu fragen, der sich damit beschäftigt hat, etwa den Professor Zahn, neben

dessen Namen im Fremdenbuch in Amalfi Jemand geschrieben hat: „ist hohl“. —

Nachmittags gab uns Landsberg eine Esselfête und ritt uns spazieren nach herrlichen Aussichtspunkten (auf den schönsten sind regelmässig Klöster gebaut), durch schöne Waldparthieen. Um acht setzten wir uns in den Wagen und fuhren nach Neapel zurück. Es war Festtag und in Torre del Annunziata und Torre del Greco grosser Skandal; man glaubt nicht, wie bevölkert alle die kleinen Nester sind. In Portici Feuerwerk, Erleuchtung, Teufel *et la grand-mère*. Alles Ermüdende habe ich nun hinter mir und werde bis zum Moment unserer Einschiffung ein ganz ruhiges Leben führen. Einige Trümmer römischer Geselligkeit haben sich schon, und werden sich noch in diesen Tagen zusammenfinden; im Ganzen aber leben wir hier sehr still. — Lebt Alle wohl, o! wie freue ich mich auf's Wiedersehen!“ —

Eure Fanny.

Anfangs war der Reiseplan gewesen, zusammen nach Sicilien zu gehen. Durch die Unpünktlichkeit der italiänischen Dampfer (zwei waren zerbrochen und der dritte besorgte den Dienst ganz allein) wurde der Zeitpunkt der möglichen Abreise dahin so weit hinausgeschoben, dass Fanny der grossen Hitze wegen den Muth verlor und es wurde beschlossen, sie sollte mit ihrem Sohn in Neapel bleiben und Wilhelm die Reise allein machen.

Aus einem Brief von Fanny.

11 ten Juli.

„— — Sei mir gegrüsst, mein herzlieber Mann! In der Ungewissheit, ob dieser Bogen noch an Dich wird abgehen können, fange ich immer an, ihn zu schreiben, da es mir Bedürfniss ist, mich mit Dir zu unterhalten. Was treibst Du und wo haust Du? Arbeitest Du mit dem Auge oder auch mit der Hand? Sollte das Erstere der Fall sein, gräme und ängstige Dich nicht; was Du siehst, ist auch für Deine Kunst nicht verloren und bei Dir fällt nichts auf einen steinigen

Boden und trägt Alles Früchte, dreissigfältig und vierzigfältig. — Ich bedauere immer mehr, dass wir den Saal nicht gleich als Wohnzimmer gehabt haben. Du glaubst nicht, welcher Genuss das ist und welches unerhörte Schlaraffenleben ich hier führe. Es ist gut, dass wir nachher nur noch fünf Tage Zeit haben; denn jetzt hält mich die Sehnsucht nach Dir in Erdenschranken; wenn wir aber „Gottes zwei lieblichste Gedanken“, dies Heiden- oder Götterleben, eine Zeit lang zusammenführten, würde ich sicher übermüthig. Nie heiss! Selbst solange die Sonne hier steht, mache ich nur den halben Fensterladen zu, denn ein lieblicher Seewind kühlt mehr, als der Sonnenstrahl erhitzte, und den ganzen Nachmittag sitze ich draussen und verderbe mir den Magen mit schlechten Büchern. Gounod ist angekommen und will Dir herzlich empfohlen sein, sowie Bousquet und Normand. Sie besuchen mich alle fleissig, wie auch Mme. D., deren Gesellschaft mir, *faute de mieux*, ganz angenehm ist, da mir, besonders in Deiner Abwesenheit, daran liegt, doch wenigstens eine Lady zu allen meinen jungen Gentlemen zu haben, und trotz aller ihrer Koketterie mag sie wohl etwas Aehnliches empfinden, da sie meine Gesellschaft entschieden wünscht und sucht. Und sie besucht mich, während ich die andern Damen, die ich allenfalls hier kenne, besuchen müsste, was viel weniger bequem ist. Heut Abend wird eine grosse Wasserfahrt gemacht, mit der D., Bousquet und Gounod. Neulich Abend hat schon eine stattgefunden, wobei ich Sebastian als Pagen und Jette als *dame d'honneur* mithatte, bis zum Palast der Johanna, der Abends weit schöner ist, als am Tage und wirklich besonders geheimnissvoll aussieht. Wie wurde Deiner gedacht!

Und zu all dem Schönen kann ich Dich dann nicht rufen! Innerlich aber theile ich Alles und Jedes mit Dir und, glaube nur, geniesse Nichts recht ohne Dich. Ich hoffe, Du missbilligst diese Wasserfahrten nicht, ich kann es wirklich nicht gut abschlagen, ohne mich einer Prüderie verdächtig zu machen, die den jüngern Leuten lächerlich vorkommen müsste. — Adieu, liebster Mann, schlürfe Sicilien, und wenn Du Dich ganz vollgesogen hast, komm wieder zu Deinem Fannus und

zu Deinem Pap, das sind ein Paar Leute, die Dich lieb haben!“ — „P. S. „„Sie kann nicht enden!““ sondern schreibt noch einen Gruss und wieder einen Gruss. Warum soll dies Stück Papier weiss nach Palermo fahren? Ich lese seit gestern *voyage en Italie* von Jules Janin. In Florenz ist er schon fertig mit seinem Enthusiasmus und kehrt um. Es sind hübsche Sachen darin, aber auch solche *grosses bêtises*, dass ich mich zum ersten Mal in meinem Leben nicht habe enthalten können, eine Bemerkung mit Blei an den Rand eines fremden Buches zu schreiben. Dieser Ruhm wäre also auch dahin, so wie ich den, in keiner Kirche auf einen Stuhl gestiegen zu sein, *ai greci* in Rom eingebüsst habe. *Addio, carissimo mio!*“ —

T a g e b u c h:

„Jetzt denke ich oft, wie bald mir nun all das Herrliche aus den Augen gerückt sein wird und wie manches Jahr vergehn muss, ehe ich es wieder sehe. Gewisse südliche Pflanzenkombinationen haben sich besonders in das Gedächtniss meines Herzens geschlichen. Aloe auf dem Grase, Villa Mills. Weinstock in den Oelbäumen, wunderschön, heiter, fruchtbar, das wahre Bild des producirenden Südens. Pinie und Cypresse, ernst historisch, nicht fruchtbar, nicht nützlich, aber schön, Gedanken anregend, tief, römisch. Ich kann nicht ohne Rührung an die herrlichen Piniengruppen mit Cypressen untermischt denken, wie ich sie in der Villa Ludovisi, nie in der Nähe, aber wie oft! und wie gern! von der Villa Medicis herab gesehen! Die Palme steht gewöhnlich allein, und kann es auch. Jede einzelne Palme bildet eine Gruppe, welche keiner Ergänzung bedarf, sie kaum vertragen würde. Es ist das Einsame, Geheimnissvolle, Wunderbare des Orients darin. O du schönes Italien! Wie reich bin ich innerlich durch dich geworden! Welch einen unvergleichlichen Schatz trag' ich im Herzen zu Haus! Wird auch mein Gedächtniss recht treu sein? Werde ich so lebhaft behalten, wie ich empfunden?“ —

B r i e f n a c h H a u s e .

Neapel, 22sten Juli 1840.

„Gestern Nachmittag um zwei ist mein lieber Mann

glücklich und gesund von einer neunzehntägigen Reise nach Sicilien zurückgekehrt. So, nun ist doch endlich das grosse Geheimniss heraus, das mein weibernes Herz sehr gedrückt hat. Wir wollten Euch nicht eher davon schreiben, bis er gesund wieder hier wäre, weil wir fürchteten, Ihr würdet Euch seinetwegen ängstigen, der in der grimmigsten Sonnenhitze das Rosalienfest in Palermo ausstand, und unsertwegen, die wir hier allein zurückblieben. Bei dem letzteren war durchaus kein Risiko, wir waren wie in Abraham's Schooss hier in unserm Saal; meines Mannes wegen habe ich mich allerdings auch ein wenig geängstigt, indess ist er Gott sei Dank! sehr wohl und vergnügt, nicht einmal sehr verbraten zurückgekommen, und wie immer in der kurzen Zeit sehr fleissig gewesen, hat viele angenehme Bekanntschaften gemacht, viel Portraits und Skizzen gezeichnet, auch einige Studien gemalt und ist voll von der wunderbaren Schönheit des Landes. Er war in Palermo, in Messina, und von letzterer Stadt aus in Taormina. Es thut mir doch jetzt sehr leid, dass ich nicht mit war. Wären wir einen Tag früher von Rom abgereist, so wäre ich wahrscheinlich mitgegangen. Aber denselben Tag war ein Schiff abgefahren und das nächste, mit dem Wilhelm fuhr, ging erst am 2ten Juli, unterdess war die Hitze sehr gestiegen und ich verlor den Muth, mich derselben so auszusetzen. In den Villen und Gärten um Palermo giebt es gar keine Orangen, die sind zu gemein; Pisang, Palmen und Ricinusbäume, Zuckerrohr und lauter exotische Gewächse stehen da in freier Erde.

Die Sicilianer haben ihm sehr gefallen. Es soll ein ganz ander Geschlecht sein, als die Neapolitaner, die im höchsten Grade verhasst und verachtet dort sind, freisinnig, gebildet, gastfrei und sehr reich. Grössern Luxus an Pferden und Wagen, sagt er, hätte er nie gesehn, als in Palermo, es überträfe noch London. Er hat die Statue der heiligen Rosalie gezeichnet, von der Göthe so hübsch erzählt. Einer seiner Reisegefährten, der sicilianische Prinz Pignatelli, besuchte uns noch gestern Abend, um mir seine Verwunderung über Wilhelm's Zeichnen auszudrücken, er hatte auf dem Dampf-

boot während der stossenden, schwankenden Bewegung des Schiffes mehrere Portraits gemacht und dadurch den närrischen kleinen Sicilianer, sowie die übrige Reise-Gesellschaft in grosses Erstaunen versetzt. Die Erfahrung habe ich nun auch gemacht, Jemand Geliebtes zur See zu erwarten, da ich den ganzen Golf dominire, so konnte ich das Schiff dreissig Miglien weit und von der Spitze des Mastes an sehn. Es sollte um sieben Uhr Morgens ankommen, um halb sechs war ich auf, Augen und Fernglas nach der Durchfahrt zwischen Capri und Sorrent gerichtet, es ward aber zehn, es ward zwölf, es ward eins und kein Dampfboot liess sich sehen; endlich um zwei Uhr Nachmittags erschien es am Horizont. Dies lange Warten und die Spannung und Ungeduld, noch dadurch vermehrt, dass ich in vierzehn Tagen keine Nachrichten erhalten hatte, versetzte mich in einen ganz unverständigen Zustand von Angst. Ich muss selbst sagen, unverständlich; denn Sebastian demonstirte mir ganz richtig, liebe Mutter, wenn das Schiff gekommen wäre und Vater nicht, dann hättest Du Recht, Dich zu ängstigen; so aber hast Du gar keinen Grund dazu. Der liebe Kerl hatte ganz recht und ich fuhr ganz dumm fort, mich zu ängstigen, bis das Meer rauschte. Die Neapolitaner, die in Allem unzuverlässig sind, halten auch die Abfahrtsstunde gar nicht ordentlich.

Felix in Leipzig zu finden, freuen wir uns ausserordentlich, die Reiseschlange beisst sich dann in den Schwanz. Seine Musik auf freiem Platz mit 200 Männerstimmen muss prächtig gewesen sein; dies schöne Fest hätte ich gern mitgemacht. Entzückt bin ich auch von der Feier in Strassburg, die unständiglich in den *Débats* beschrieben war; ein echtes Volksfest!“*) —

*) Es waren diese Festlichkeiten zur Feier des Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst. Lea schrieb darüber an Fanny: „Zur Musik auf dem Markt in Leipzig war das Wetter gottlob! günstig und der Lobgesang in der Kirche am folgenden Nachmittag soll sehr schön ausgefallen sein. In Mainz war Neukomm bei seiner Aufführung im Freien weniger glücklich, sie ist zweimal durch heftigen Regen unterbrochen. Lasst Euch die

Nun lebt wohl, Ihr Lieben, so Gott will, ist dies mein letztes Ergebenes aus Neapel, und der nächste Brief ein gut Stück näher datirt. Bittet Gott um eine glückliche Rückreise für uns, wie wir ihn bitten, uns Euch Alle wohl und vergnügt beisammen finden zu lassen. Und nun *adieu* aus Neapel.“

Aus einem Brief von Rebecka an Cécile.

Berlin, 24. Juli 40.

— — „Vorgestern bekamen wir auch von Hensel's einen Brief, es bleibt dabei, dass sie am 26sten zu Dampf abreisen, und etwa in einem Monat, so Gott will, bei uns sind. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich darauf freue. Unterdess waren aber auch die Paar Tage mit Felix prächtig und Du sollst vielen Dank haben, dass Du ihn uns so lange erlaubt hast. Dass etwas Weniges in der Zeit von Dir und den lieben Kleinen die Rede war, das musst Du am Ohrenklingen gemerkt haben. Um aber Deine Eifersucht auf die Löwe, auf Herrn Kütemann und Gott weiss wen? zu dämpfen, so kann ich Dich versichern, dass Felix, obgleich er sich hier gut zu amüsiren schien, sehr liebenswürdig war und sah, wie wir mit jeder Minute seiner Anwesenheit geizten, doch innerlich und auch ein wenig bischen äusserlich gewaltige Gesichter geschnitten hat, als David, wir und seine eigene Vernunft ihn bestimmten, noch den Mittwoch Abend hier zu bleiben und ein Paar Stunden später bei Dir einzutreffen. Ich will nicht sagen, dass es nicht Männer gebe, die ihre Frauen ebenso lieb haben, wie Felix Dich, aber einen so verliebten Ehemann habe ich

Zeitungen vom dreissigsten geben, es ist interessant zu sehen, wie dies Fest ein allgemeines in Deutschland, Preussen und Oesterreich ausgenommen, gewesen! Zu dem Strassburger wurden die ersten Notabilitäten erwartet. — Felix schrieb mir am zweiundzwanzigsten, wo die erste Probe der Marktmusik gewesen war: „Ich stehe am Laternenpfahl, David hundertdreissig Schritt weit mit dem zweiten Orchester; es ist eine tolle Wirthschaft, über zweihundert Männer, zwanzig Posauern, sechzehn Trompeter u. s. w. Spontini würde kaum sagen *encore deux violons!*“

doch in meinem Leben nicht gesehen. Erklärlich ist mir das zwar, denn ich bin nicht Dein Mann und auch ein bischen verliebt in Dich.“

Brief von Fanny nach Hause.

Montag den 10ten August Nachmittags. „Zum letzten Male sitze ich auf dem göttlichen Balkon mit der grossen Aussicht. Die Koffer sind gepackt und werden eben aufgeladen, morgen geht es fort. Mir selbst unbegreiflich, sind mir die Augen noch nicht nass geworden über den nahen Abschied, während ich in Rom jeden Tag, vier Wochen vor der Abreise, meine regelmässige Anzahl Thränen vergoss. Hätte ich nicht ein wenig Graul vor dem langen, langen Reiseruck, ich würde mich unbedingt freuen. Heut assen wir noch beim Herzog von Montebello. Mit uns assen Herr Decaitel, einige unbekannte Herren und Kemble mit seiner Tochter. Sie ist sehr hässlich und war abscheulich angezogen, sodass sie eine sehr ungraciöse Erscheinung machte, spricht aber sehr gut französisch und scheint geistreich mehr als angenehm, denn sie hat etwas sehr Scharfes und eigentlich wenig Einnehmendes. Der Herzog ist wirklich ein sehr liebenswürdiger Mann, von den feinsten, angenehmsten Formen; er gefällt mir sehr. Sie ist auch sehr freundlich und angenehm; sie überwindet die Engländerin soviel als möglich. Nachmittag sassen wir erst eine Weile unter der schönen Säulenhalle, dann sang die Kemble. Ihre Stimme ist schön, aber ohne Reiz, wie ihre Person; ich finde das, obgleich sie gegen mich überaus liebenswürdig war. Ich spielte auch Mehreres auf dem schönen Erard und hatte dort ein sehr dankbares Publikum, obgleich ich mich leider gar nicht zu meinem Vortheil zeigen konnte, da ich mich auf dem herrlichen Instrument schwach und unfähig fühlte. Das Concert von Bach konnte ich kaum bezwingen. Dann nahmen wir freundlichsten Abschied von der liebenswürdigen Familie und kamen um Mitternacht, im schönsten Mondschein, aber ganz gebadet nach Haus, denn es ist diese Tage unbeschreiblich heiss gewesen.“

Brief nach Hause.

Genova la superba. Croce di Malta.

14ten August 1840.

„Thalatta! Thalatta! So jauchze ich; aber nicht, weil ich das Meer vor, sondern, weil ich es hinter mir habe. Wenn etwas in der Welt angenehm, aber auch eklig ist, so ist es das Seereisen. Angenehm ohne Zweifel für die, welche, wie mein Mann, an Bord Portrait zeichnen, essen, trinken und sich *comme le pont neuf* befinden, etwas eklig aber für die andern, welche wie ich noch den ganzen Tag in Livorno und noch vier Stunden in Genua alle Meubles in der Stube walzen und „die ganze betrunkene Welt sich um die rothe Weltgeistnase drehen sehn.“ Um aber billig zu sein, muss ich sagen, dass ich ausgestreckt auf dem Rücken liegend einen ziemlich leidlichen Zustand herbeiführen konnte; aber nicht fünf Minuten konnte ich aufgerichtet oder nur sitzend auf dem Schiffe aushalten. Nun muss ich aber von der grossen Anstrengung dieser halben Seite ausruhen, denn meine Gedanken tanzen mit meinen Buchstaben den schönsten Ringelreihen. Die Hauptsache ist, wir sind fort und werden, will's Gott, ohne Aufenthalt unsere Reise fortsetzen können. Wahrscheinlich ruft Ihr uns entgegen, wie die gute Madame Beer ihrem Sohn: „Michel, wie hässlich bist Du geworden!“ Ich bitte, sich darauf vorzubereiten, bekanntlich kommt man aus Italien weder jünger noch schöner zurück. Reisesatt und müde sind wir, das weiss Gott! Und wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. Plackereien und Prellereien, die freilich hier auch ärger sind, als irgendwo anders, sind mir noch nie so lästig und abscheulich vorgekommen, und ich sehne mich nach meinem ehrlichen Vaterlande.

Im Anfang hatten wir gutes Wetter auf der Seefahrt; die beiden letzten Nächte aber waren stürmisch, und die letzte so sehr, dass ich vor Angst fast kein Auge zuthun konnte. Als ich aber doch einmal vor Müdigkeit einschlief, träumte

mir auf's Lebhafteste, wir sässen alle um Deinen Tisch im Saal, liebe Mutter, und ich sagte eben: „Nun ist doch endlich der ersehnte Augenblick gekommen“, — da wachte ich vom Knacken und Krachen des Schiffes auf, der Tisch in der Kajüte fiel um, und ich befand mich schaukelnd und sehr unbehaglich auf dem Mittelmeer. Ich werde mich lange meiner angenehmen Empfindung beim Anblick der ersten Morgendämmerung erinnern. Kurz vor der Ankunft in Genua stand ich auf, die Stadt zu sehen, konnte mich aber nicht aufrecht erhalten, sondern musste mich auf dem Verdeck legen und nur hin und wieder einen Blick hinaus thun. Die Stadt liegt herrlich, fast wie Neapel, hoch an die Berge hinangebaut.“ —

Tagebuch.

Genua, 16ten August.

„Gegen Abend ging ich mit Wilhelm und Sebastian in Scirocco und Regen — wir haben hier noch keine Sonne gesehen — ein wenig aus. Nach der Kathedrale, in lombardisch-germanischem Styl, den ich in meiner Kunstgeschichte, „unerbärmlich“ wie Walter in Heringsdorf sagte, den Zwillichstyl nennen werde, von wegen Streifigkeit. Doch haben alle diese Façaden irgend etwas Eigenthümliches. So diese die freistehenden Säulen an der Ecke. — Im Palast Brignole sind herrliche Gemälde. Ein Rubens entzückte Wilhelm, mir war er etwas zu unfähig. Rubens selbst und seine Frau, von Satyren und Faunen umgeben. Ein wunderschönes Bild des Palma vecchio, Anbetung der Könige, eins der schönsten, die ich von ihm kenne. Bildnisse von Tizian, Rubens und Vandyk; von Letzterem ein lebensgrosser Reiter, der Marchese Brignole. Er scheint alle grossen Familien hier gemalt zu haben, in allen Palästen sind die Besitzer in ihrer lebensgrossen Behäbigkeit mit feinen, weissen, herabhängenden Händen, stehend, sitzend, reitend, mit und ohne Kinder, in ungeheuren Halskragen, und die Frauen in ziemlich unschönem Anzuge, der damals hier muss Mode gewesen sein, von ihm abgebildet. Von da stiegen wir zur Villa Negri hinauf, mit wunderschöner Aussicht. Der Marchese Negri scheint nach genuesischer Art ein Patriot zu

sein, er stellt die Büsten berühmter Landsleute auf, Columbus, Paganini, hat ein Gartenhäuschen mit der Inschrift „*alla memoria di Washington*“; der alte Mann nahm uns in diesem Gartenhäuschen sehr freundlich auf und zeigte uns alle seine Raritäten, deren er eine Menge hat; Napoleon's Stock und Dose, Messer und Gabel von Benvenuto Cellini, eine hübsche, alte Harfe und was dergleichen mehr ist. Der sehr schöne Garten und der Blick, den man von da hat, ist das Beste an der Sache. Nachher assen wir in der Stadt, wobei ich die Relation von Louis Bonaparte's Landung und Verhaftung in Boulogne las. Ein verrückter und abscheulicher Mensch!“ —

Den 18ten August kamen die Reisenden in Mailand an.

Tagebuch.

„Wir fuhren nach der Brera, wo ich mich ausserordentlich amüsirte, alte Freunde wiederzusehn. In den Eingangssälen hatte ich die Freude, zu merken, dass ich etwas gelernt, denn die schönen, ausgesägten Fresken des Luini, die ich das erste Mal gar nicht habe ansehen mögen, gefielen mir diesmal sehr gut. Sie sind aus der Geschichte der Maria, wahrscheinlich aus der Kirche von Lugano. Die Sammlung ist überaus reich an schönen, grossen Venezianern, besonders Paul und Bonifacio. Von Paul: Ein Bischof und mehrere andere Geistliche; ein Page vorn hält ein Buch, in das ein schöner alter Kopf hineinsieht. Es ist viel mehr Styl, Ernst und Würde in dem Bild, als der lustige Kerl gewöhnlich hat. Ferner ein gewaltig grosses Altarbild, mit Flügelthüren, Anbetung der Könige in der Mitte, Heilige und Engel mit allen möglichen Bassgeigen und Posaunen an den Seiten; der rechte Paul Veronesische Spektakel. Gestern kam er mir vor wie Händel: Grosse, breite Massen, mit einigen krausen Modeschnörkeln und denselben immer wiederkehrenden Effekten, die immer wieder wirken und überraschen, als sähe und hörte man sie zum ersten Mal. Ein Paar prächtige Menschen. — Von Bonifacio: Christus im Hause des Zöllners, die ganze Welt isst und trinkt, links füttert ein Kind einen Hund, hatte mir schon das erste Mal sehr gefallen. Ein schöner Mantegna, schreibender Evangelist in der Mitte,

Heilige und Heiliginnen umher, einzelne Figürchen auf Goldgrund. Dies Bild denke ich mir aus seiner frühern Zeit, wie er noch an der alten Schule hing; aber auch hierin schon welch ein Unterschied gegen das frühere; das war ein grosser Mann! — Von dem Sposalizio sage ich nichts, davon ist alles gesagt! — Die Verkündigung von Francia hat mir diesmal nicht ganz den Eindruck gemacht, wie im vorigen Jahr. Dann ist noch ein tolles Bild da, von Bonifacio. Es scheint die Findung Moses' vorstellen zu sollen, aber eine solche Auffassung denkt man nicht. Herren und Damen sitzen in traulicher Konversation, trinken und essen und ein dicker Koch steht neben der Prinzessin, ein Fass Wein wird angezapft, Musik gemacht u. s. w. Von Bellini ein grosses Bild nach Art seiner prächtigen, komischen, originellen in Venedig: Ein Heiliger predigt in Konstantinopel vor der Sophienkirche, die närrischsten Türken und Mamamuschis hören zu in wahren Häusern von Turbanen, weissen Mänteln und kuriosen Kostümen. Die Kirche erinnert sehr an die Markuskirche in Venedig, schlanke Thürme dahinter, und an einem eine äusserlich herumgewundene Treppe, weisse helle Häuser. Ein äusserst wahres, anspruchsloses Tageslicht herrscht in diesem Bilde. Von dieser Art von Venezianern macht man sich gar keine Vorstellung, wenn man sie nicht gesehn. — Dann gingen wir noch einmal nach der Kirche St. Ambrogio, wovon Wilhelm ein Paar Linien Behufs einer Komposition, die er vorhat, zeichnen wollte. Eine schöne Kirche, die mit wenigen Hinwegschaffungen von Putz und Schmutz, wie Wilhelm sagt, ihrer ursprünglichen Würde wiederzugeben wäre.

Donnerstag, den 20ten Aug. Heut früh um sieben ging Wilhelm mit Sebastian auf den Dom zeichnen. Ich ging später nach und trat mit unbeschreiblichem Entzücken in den Dom ein, der mir damals garnicht einen so grossen Eindruck machte, als jetzt. Voriges Jahr kamen wir von Bamberg und Regensburg, wo wir Aehnliches, gross in derselben Art, gesehn hatten. Jetzt haben wir die Kirchen Italiens hinter uns, Basiliken, die ich auch sehr schön finde, Peterskirche, und die vielen Ableger davon, germanisch-italiänischen Styl, und was

man Alles in verschiedenen Stylen sieht, und was einem Alles, Eins um das Andere, gefällt. Aber heut hatte ich so recht die innige Ueberzeugung, dies ist der wahre Kirchenstyl, dies ist die schönste Kirche Italiens und die hat ein Deutscher gebaut. Es ist doch ein herrlich Ding um den Menscheng Geist, und Gott hat nichts Schöneres geschaffen.“

Brief und Tagebuch.

Airolo, den 24sten Aug. 1840.

„Wenn ich mich nicht eile, so kann ich meinen Brief nicht auf der Südseite der Alpen mehr anfangen, denn in einigen Stunden sind wir hinüber und bleiben Nachts in Ursern, wo wir 1822 Alle zusammen einmal übernachteten. Den 20sten Nachmittags fuhren wir von Mailand weg nach Como, dachten Hiller gleich aufzusuchen, erfuhren aber, dass er weit von der Stadt am See wohne und hinaus zu schicken war es zu spät. Den 31sten also Morgens setzten wir uns zu Schiff und fuhren bei Hiller vor; der, sehr vergnügt, kam mit in unsere Barke und machte eine Spazierfahrt mit uns, auf der wir die, durch die Königin von England bewohnte und berühmte Villa d'Este besahen, dann nahm er uns für den Rest des Tages in Beschlag und fuhr uns Nachmittags (ebenfalls zu Wasser) nach der Villa Pliniana, wo er uns neben der von Plinius beschriebenen Quelle in einer offenen Halle am See ein sehr nettes, lustiges Souper gab, bei dem Wilhelm ihn zeichnete. Der Brief des Plinius, worin er diese dreistündig wachsende und wieder abnehmende Quelle beschreibt, ist dort in lateinischer und italiänischer Sprache an die Wand geschrieben und besonders die klassische Stelle sehr schön, in der er empfiehlt, sich neben dem Wasser zu Tisch zu setzen, zu essen und zu trinken, ein Rath, den wir nach achtzehnhundert Jahren pünktlich befolgten. — Den Tag darauf, in Bellinzona, erlebten wir eine jener interessanten Reisebegegnungen, die das Reisen so angenehm machen und sich unauslöschlich in's Gedächtniss prägen: Wir kamen gegen Abend dort an und man trug uns das Essen in einem Zimmer auf,

in dem bereits ein ältlicher Herr zu Tisch sass. Er redete uns sehr höflich und freundlich an, und wir merkten bald im Verlauf des Gesprächs, dass wir einen sehr unterrichteten, jedenfalls ausgezeichneten Mann vor uns hätten. Als wir das Essen beendet hatten und im Begriff waren, auseinander zu gehen, frug er, woher wir wären, und als er hörte aus Berlin, erkundigte er sich nach Humboldt, dessen Bekanntschaft wir uns nun allerdings rühmen konnten, und da ihn Wilhelm frug, ob er Humboldt vielleicht einen Gruss bestellen dürfte und von wem? sagte er: *Io sono un uomo infelicemente conosciuto — il conte Gonfalonieri*. Bei diesem Namen wurde ich denn nicht wenig bewegt.*) Als er unseren Namen hörte, fand sich's, dass er durch Arconati's genau mit uns und unserer ganzen Familie bekannt sei, sie hatten ihm die Gastfreundschaft der Berliner und die unsere insbesondere tausendmal gerühmt. Nun war die Bekanntschaft augenblicklich geschlossen, Wilhelm liess sich sein Zeichenbuch heraufholen und er nahm das grösste Interesse daran und war gern bereit, zu sitzen, und Wilhelm zeichnete sein sehr ähnliches Portrait. Auch von Gans sprachen wir viel, nach Bartholdy frug er, als nach einem ausgezeichneten Mann, den er vor zwanzig Jahren in Italien gekannt und von dem er nach seiner Rückkehr noch nichts wieder gehört. Kurz, es gab der Berührungen so viele, dass uns der Abend, einer der interessantesten der ganzen Reise, nur allzurasch verging und wir uns von dem ausserordentlichen Manne wie von einem alten Freunde trennten. Was er uns von seinen Schicksalen erzählte und die Art, wie er darüber sprach, war unbeschreiblich rührend. Fünfzehn Jahr hatte er auf dem Spielberg zugebracht, ohne in dieser ganzen Zeit irgend eine Nachricht von der Welt oder den Seinigen zu erhalten, ausser nach zehn Jahren die von dem Tode seiner Frau, die ihm von Seiten der Regierung ganz kurz und trocken mitgetheilt ward. Die unglückliche Frau hatte vielfach erneuerte Anfragen gethan, um zu ihm zu

*) Er war ein Leidensgefährte Silvio Pellico's und aus dessen Buch *Le mie prigioni* im Munde aller Menschen.

gelangen, alles vergebens, endlich bat sie um Erlaubniss, nach Brünn zu ziehen, nur um ihm näher zu sein; da man ihr das nun nicht eigentlich versagen konnte, so antwortete man, es stünde ihr frei, aber sie würde die Haft ihres Mannes dadurch erschweren. Da blieb ihr denn nichts übrig, als in Mailand zu bleiben und zu sterben. Er sagt, von dem Augenblick hätte der Spielberg erst für ihn angefangen. Keine Bücher in der ganzen Zeit! Man hat von solcher Grausamkeit, solcher moralischen Tortur keinen Begriff. Dann ging er nach Amerika in die Verbannung, hierauf nach Frankreich und Belgien und vor drei Monaten bekam er Erlaubniss, auf kurze Zeit nach Mailand zu kommen, um seinen damals noch lebenden, zweiundachtzigjährigen Vater zu besuchen. Bei der Gelegenheit erfuhr der Kaiser erst, dass er nicht in die Amnestie mit eingeschlossen gewesen sei, war sehr ungehalten darüber und befahl, augenblicklich die Ordonnanz über seine völlige Freiheit zu erlassen. Mit der grössten Milde und Schonung spricht er über seine Regierung, mit der grössten Aufgeklärtheit über innere und äussere Politik. Er muss ein unvergleichliches Gemüth haben, nach all dem bitterm Herzeleid, was man ihm angethan, von seinem Unglück und seinen Peinigern mit solcher Sanftmuth, solcher unbeschreiblich rührenden Güte reden zu können. Nicht minder zu bewundern ist seine Bekanntschaft mit Allem, was in der Welt vorgegangen, in Kunst, Literatur und Politik, da er fünfzehn Jahr, wie er es selbst nennt, begraben gewesen und die meiste übrige Zeit jetzt in Amerika zugebracht hat. Unter allen Italiänern, die ich habe kennen lernen, schien er mir der bei weitem Bedeutendste! Und solche Männer behandelt Oesterreich so! —“

T a g e b u c h :

„Von Airolo fängt man an, stark zu steigen, terrassenförmig, ähnlich wie am Stelvio; der Fuhrmann verlor viel Zeit mit verschiedentlichem Umspannen, wir gingen viel zu Fuss; der Tessin bildet fortwährende Wasserfälle den amphitheatralischen, merkwürdig mächtigen Felsenbau hinunter.

Als wir endlich, Wilhelm und ich voraus, zu Fuss den Gipfel erreichten, „wo die ew'gen Seen sind,“ war die Sonne schon untergegangen und die Dämmerung angebrochen. Man ist auf diesem Gipfel übrigens noch von vielen höheren Bergen umgeben, die Hochebene ist breit und man fährt eine ganze Strecke glatt. Nach Ursern sollte man zwei Stunden hinunter fahren und es schien mir schon in der tiefen Dämmerung sehr gruselig, es sollte aber noch schlimmer kommen. Als wir eine Strecke hinunter gefahren waren, brach der Hemmschuh und der Fuhrmann musste nun in der immer wachsenden Dunkelheit Schritt vor Schritt den steilen Berg hinunter fahren. Bei einem einzelnen Hause hielt er still, rief die Leute heraus, die nach langem Zögern unter Vorsichtsmassregeln mit Licht kamen und frug nach einem hölzernen Hemmschuh, sie hatten keinen und wir mussten unsern Weg so fortsetzen. Endlich ward es so steil, dass der Kutscher selbst uns ersuchte, abzusteigen und so gingen wir denn in tiefer Nacht zu Fuss den St. Gotthard hinunter, eine passabel unkomfortable Parthie. Indess war das Wetter zum Glück wenigstens gut, hätten wir Sturm und Gewitter des folgenden Tages einen Tag früher gehabt, wir wären wirklich schlimm daran gewesen. Endlich erblickten wir tief unter uns die Lichter von Dorf Hospital und das war der Hafen, in den wir einlaufen sollten und wo wir die erste Nacht auf schweizer Boden zubrachten. Ich habe übrigens versprochen, in aller Welt laut zu bezeugen, dass wir in ganz Italien nicht so geprellt worden sind, wie diese Nacht in Hospital im Ursern Thal in der biedern, ehrlichen Schweiz. Was wahr ist, muss wahr bleiben; der Wirth, ein junger Bursch, war ein grösserer Schuft und Grobian, als alle seine italiänischen Kollegen. Wilhelm triumphierte sehr! —

Den 25sten August bei starkem Nebel und Regen weiter. Ich konnte das Ursernthal, auf das ich mich so gefreut und das mir damals einen so grossen Eindruck gemacht, gar nicht sehn, und erkannte nur Andermatt und die kleine, weisse Kirche wieder, sowie die ganze Lage. Jenseits des Urner Lochs konnten wir den Wagen herabschlagen und die

prächtige, wilde Gegend an der Teufelsbrücke ordentlich sehn. Indessen regnete es noch mehrere Male sehr stark und wurde nicht klar, bis wir Altorf vorbei bei Flüelen an den See kamen. Wasen erkannte ich wieder, wie mir überhaupt der Charakter des Weges sehr im Gedächtniss geblieben war und der stufenweise Fortschritt von Schnee, kahlen Felsen, Moos, Tannen, erst kleinen, dann gewaltigen, zu Laubholz und den schönsten Obst- und Nussbäumen in der Ebene. Was ich aber ganz vergessen hatte, ist, dass man von Amstäg bis Altorf wohl noch eine Stunde in der Ebene zu fahren hat, in einer überaus fruchtbaren, lachenden Ebene, zu beiden Seiten die hohen Berge. Da auf unserer Karte ein deutlicher Landweg nach Brunnen angegeben ist, so mussten wir uns natürlich in Flüelen einschiffen und über den See nach Brunnen fahren an Tellen Platte und Grütli vorüber, Blümlisalp links, Bristenstock hinter uns, bei aufziehendem Gewitter. Indessen war der See so gütig, sich ganz ruhig zu verhalten. Da wir schon um fünf in Brunnen ankamen und alle Leute versicherten, das Gewitter verzöge sich, so fuhren wir noch über Schwyz, mit dem Blick auf Haken und Mythen, nach dem Zuger See, an dem der Weg eine Weile sich hinzieht. Unterdess aber kam das Gewitter näher, die Blitze leuchteten über den See, der Donner hallte an den Felsen wieder, der Regen strömte und der dickste Hagel schlug uns ins Gesicht. In solchem Unwetter kamen wir in Arth an, froh, einen Zufluchtsort erreicht zu haben.

Wilhelm aber machte einen wirklich tollen Streich: das Gewitter war vorüber, aber der Himmel noch voll Wolken, die Leute im Hause versicherten, den Morgen nach einem Gewitter wäre immer der Sonnenaufgang klar, darauf könne man sich sicher verlassen, und so stieg er um ein Uhr Nachts in Begleitung eines Laternenträgers auf den Rhigi. Den andern Morgen um acht kam er wieder, triefend von Schweiss, hatte keine Spur eines Schneeberges gesehn; alle Wege waren von dem Unwetter zerstört, er hatte fast fortwährend in Wildbächen waten müssen und hinunter zu Richtwege genommen, wobei er von Fels zu Fels springen musste. Es

war eine verrückte Parthie und ich kann Gott danken, dass es ihm nicht geschadet.“*)

Das schöne, herrlich kultivirte badische Land wurde mit grossem Wohlgefallen durchflogen. Von Offenburg entschlossen sich die Reisenden einen Abstecher nach Strassburg zu machen.

Tagebuch.

„Wir fuhren nach Kehl, gingen von dort zu Fuss über die Rheinbrücke, setzten uns in eine Karete und erreichten durch die noch ziemlich lange Allee Strassburg und den Münsterplatz. Der Münster ist das zierlichste dieser Art von Gebäuden, aussen mit feinen Säulchen fast überladen, die sogar über die grossen Fenster weggeh'n; inwendig sieht man, dass die ganzen Seitenwände aus mächtigen, breiten, bunten Fenstern bestehn, es ist wunderschön. An der Façade, wie am fertigen Thurm ist unsägliche Arbeit, doch glaube ich, dass er noch höher hat werden sollen. Der Chor ist von innen abscheulich modernisirt und die Orgel vor sechs Jahren mit einer Geschmacklosigkeit restaurirt, die dem 17ten Jahrhundert zum ewigen Ruhm gereichen würde. Im Ganzen hat mir der Regensburger Dom einen noch grösseren Eindruck gemacht. Aber es ist angenehm, den Münster zu den gesehenen Dingen zu rechnen; man hat so ein gutes Reisegewissen, wenn man solche Herren persönlich kennt. Nicht weit davon steht Erwin von Steinbach's Haus, wovon vieles Alte erhalten ist und unter Andern eine Treppe, die ein wahrer Edelstein ist. Sie ist schneckenartig gewunden und so um ihre Spindel gedreht, dass man von unten bis oben durchsehen kann. Da sieht es nun aus, nicht wie ein Kunstwerk, am wenigsten wie ein Bauwerk, sondern wie ein phantastisches Naturprodukt, wie eine jener wunderbaren Muscheln, die thurmartig gewunden sind, unbeschreiblich schön. Die stützenden Säulehen durchschneiden des Geländer, welches sich astartig darum schlingt. Die Treppe ist in ihrer Art ein eben so grosses Meisterwerk als der Dom.“

*) Auf diese Rhigibesteigung, mit der Hensel unbarmherzig geneckt wurde, bezieht sich die Unterschrift unter Felix', diesem Buch beigegebenes Portrait: „Ich ging mit meiner Laterne, und meine Laterne mit mir, Nachts um eins auf den Rhigi.“

In Leipzig, das am 3. September erreicht wurde, war Felix, der eigentlich in England sein wollte, in Folge eines, glücklicherweise überstandenen, Krankheitsanfalles noch anwesend. Dass es an ausgiebigem Unterhaltungsstoff nicht fehlte, lässt sich denken. Er spielte seine Buchdruckerkantate vor, die Fanny sehr gefiel; auch über seine Pläne für die Zukunft wurde viel verhandelt, er beabsichtigte, nach Ablauf seines Leipziger Kontrakts im nächsten Winter sich ein Jahr, vielleicht in Italien, auszuruhen, worin ihn seine Schwester mit ihrem frischen Italien-Enthusiasmus begreiflicher Weise sehr zu bestärken suchte. Wie anders sich die Sache nachher gestaltete, werden wir sehen. Cécile war sehr wohl, unverändert lieblich und schön, und anmuthig und gut wie immer; die Kinder, Karl und Marie, wuchsen prächtig gedeihend heran. Endlich, Freitag den 11ten September früh reiste Felix nach England und Hensels nach Berlin, wo sie spät Abends ankamen und Alles wohl antrafen.

Fanny Hensels Reisetagebuch schliesst in Berlin mit den Worten: „Heut ist Mittwoch, sechs Tage sind wir nun hier. Die politischen Ereignisse drohen schwer; der König hat den Ständen auf ihren Antrag, eine Verfassung zu geben, eine entschiedenen abschlägige Antwort ertheilt; die Franzosen rüsten offen, Alles sieht trübe, düster und unerfreulich aus, dazu stürmt, regnet und weht es draussen und ist eine Kälte, dass mir die Finger erstarren. In künstlerischer Hinsicht scheint durchaus nichts vom Könige zu erwarten zu sein. Ueber den Eindruck, den dies Alles und überhaupt unsere ganze Rückkehr auf mich gemacht hat, später ausführlich, wenn die Gegenwart Vergangenheit geworden ist, das Ungewitter sich verzogen hat oder niedergegangen ist. Die Erfahrung hat mich belehrt, dass man dergleichen nicht unter dem Einfluss einer augenblicklichen Stimmung schreiben muss.“ —